

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 9 (1905)

Artikel: Zu unserer Kunstbeilage: "Das Ehepaar Schläppi in Guttannen"
Autor: Beurmann, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573918>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

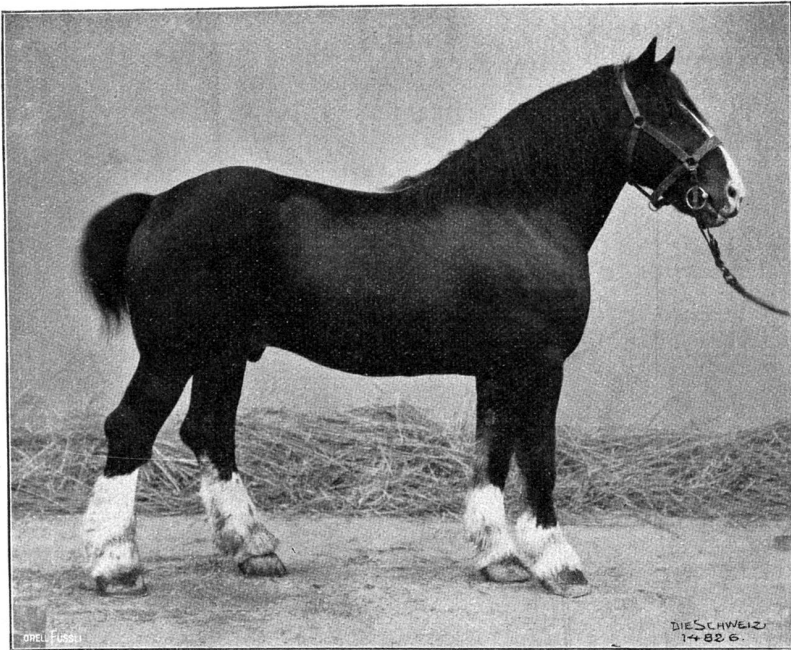
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



„Che Sirdar“ (Shire).

der Nachsatz: „Hat aber die Inconveniens und Ungemach bei sich, daß die Reden oft von Lügen und Schmähungen begleitet sind. Der Pöbel ist leichtgläubig und zur Tadelsucht und zum Eigensinn geneigt.“ — Im besondern wohl geht unser Forscher immer von seinen heimatlichen Erfahrungen aus; aber die Tatsachen, die Wahrheiten, die sich ihm dabei loslösen, haben stets davon unabhängige, allgemeine Bedeutung. Man fühlt sich, auch ohne seine Parallelen aus der alten Geschichte, unwillkürlich zu den antiken Mustern zurückgewiesen. Es sind Fragen und Lehren von erlauchtem Alter und ewig frischer Neuheit.

Soll der Bürger sich unter allen Umständen zu einer Partei schlagen, oder soll er je nachdem auch einmal einfach neutral bleiben dürfen? Stumpfer Herdensinn wird verurteilt, selbständiges Denken, aber dann auch entschiedenes Eintreten für die gewonnene Erkenntnis verlangt.

Ist es besser, die Regenten öfters zu wechseln oder sie lange zu behalten? Das erstere haben die alten Griechen und Römer getan. Die schwerfällige Einrichtung hat sie in auswärtigen Verwicklungen um manchen großen Vorteil gebracht, aber verhütet, daß reiche Ehrgeizige durch allzulangher erseffene Gewalt zu Tyrannen wurden. „Die Maxime, die gleichen Regenten lange zu behalten, führt den Nutzen mit sich, daß sie eines Stands (Cantons) Interesse und desselben Relationen mit andern Ständen besser lernen erkennen, und diese Erkenntniß zum Nutzen und Vortheil des Standes anzuwenden, werden also in In- und auswärtigen Geschäften practiciert und erfahren, da hingegen neue Regenten sich oft mals bethören oder durch ihren Unverstand zu allerhand ungereimten Verfahren verleiten lassen.“

Darf ein Gewählter ein Amt ausschlagen? Zellweger weist am Beispiel des Spaminondas nach, daß die Liebe zum Vaterland über aller Drangsal und Verbitterung stehen muß, redlichen und treuen Dienst jederzeit, da er verlangt wird, gebent.

Soll man nur reiche und bemittelte oder auch arme Leute ins Regiment wählen? „Vor die Reichen walten folgende Gründe: 1. weisen sich selbige sich nicht so leicht durch Noth und Gaben bestechen lassen; 2. insgemein besser erzogen und etwan auch zu den Studien angeführt werden; 3. Sie, weisen man sie zur Häuslichkeit gewöhnt,

auch dem gemeinen Wesen besser haufen; 4. zu Aufrühren weniger geneigt, und wann dergl. angekommen, ihnen stärkeren Widerstand leisten, als die Armen, massen meistens diesen mit Aufrühren gedient, damit sie im Trüben fischen können; 5. weil das Recht und die Billigkeit zu erfordern scheinen, daß diejenige, welche das meiste zur Unterhaltung der Republik und derselben nötigen Ausgaben beitragen, auch den größten Gewalt besitzen sollen, wie zum Theil schon oben erwehnet worden.“

Kommen die fünf Antworten. Wir haben nicht nötig, sie zu wiederholen. Die Ueberzeugung, daß diejenigen, die nichts zu verlieren haben, viel leichter steuern und daher das Staatsschiff lenken sollen, ist zu sehr Gemeingut der Nation geworden und von Kind auf uns allen so wohl vertraut, daß wir unsere Leser zu langweilen fürchten, wollten wir dies WS noch wiederholen. Wer anderer Ansicht ist, mag's im besagten Band der Appenzellischen Jahrbücher nachlesen und sich genieren.

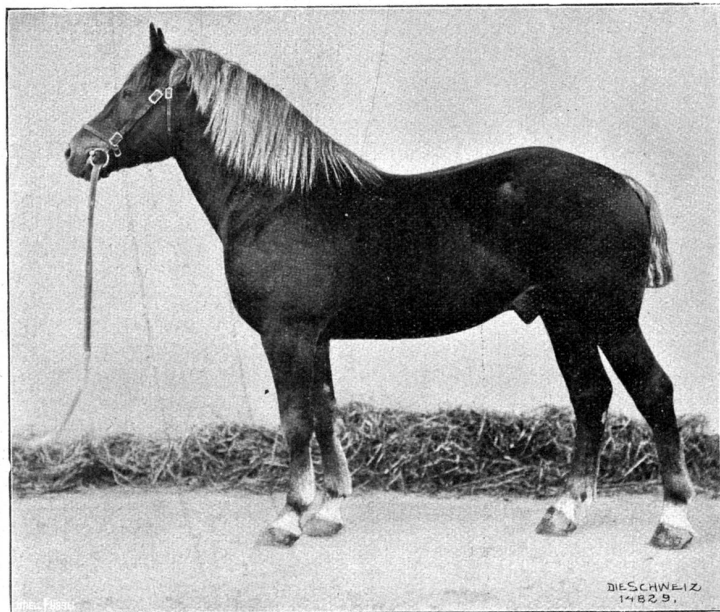
Ueberhaupt aber können wir jetzt abbrechen.

Wie man sieht, haben wir es mit einem wahren Katechismus der Demokratie zu tun, und der Nestle'sche Kommentar gibt uns alle nur wünschbare logisch-kritische Auskunft. Wir müssen für die Publikation sehr dankbar sein. Wir freuen uns aber auch im allgemeinen, bei diesem Anlaß auf diese historischen Jahrbücher Appenzells hinzuweisen, die immer interessant bleiben müssen, ist doch ihre Heimat eben eines der ehrwürdigsten Keim- und Kernlande alter und heutiger Schweizerfreiheit. E. 3.

In unserer Kunstbeilage: „Das Ehepaar Schläppi in Guttannen“.

Den alten Schläppi müssen Sie malen, der hat einen Charakterkopf,* hatte mir der Wirt*) gesagt, der ungefähr

*) im Hotel Kaslital zu Guttannen.



„Bär“ (Zuchtprodukt).

wußte, auf was ich pirschte, „und wenn er ein Fränkli dabei verdienen kann, so tun Sie zugleich ein Werk der christlichen Barmherzigkeit!“

Eines Vormittags klopfte ich also an der altersschwarzen, wurmfstichigen Haustür der bezeichneten Wohnung. Da tauchte aus einem viereckigen Loch in der Mauer über mir der Kopf eines alten weißhaarigen Mütterchens auf. „Schummle,“ sagte es mit schwacher Stimme, und langsam und vorsichtig hörte ich es eine knarrende Stiege herabsteigen. Als es mir geöffnet und meinen Gruß mit einem treuherzigen „Danke Gott woll!“ erwidert hatte, lud es mich ein, in die Stube zu kommen. Taftend folgte ich ihm durch die finstere enge Küche. Aber diese Stube! Die Alte mochte ahnen, daß der Eindruck, den ich von ihrem Heim erhielt, kein sehr günstiger sei; denn sie beeilte sich, mir zu sagen, daß es ihr seit einem Jahre nicht mehr möglich gewesen, zu putzen und zu scheuern. Sie sei nun dreiundachtzig Jahre alt und im letzten Winter sehr krank gewesen; ein „grüßlicher Buchlauf“ habe sie heruntergebracht, gegen den keine „Rustig“ etwas geholfen. Und hernach sei sie dann so aufgeschwollen, daß sie ihre „Kleidlene“ gar nicht mehr anziehen konnte. Jetzt war sie soweit wieder hergestellt, aber schwach und zu jeder schweren Arbeit untauglich.

Wie in den meisten Bauernstuben waren auch hier die kleinen, in allen Regenbogenfarben schimmernden Fensterscheiben hermetisch verschlossen. Der Fußboden war schwarz und glänzte wie eine Speckschwarte, die Luft war zum Zerschneiden. Am Bettvorhang, der einmal weiß gewesen sein mochte, saßen tausende von Fliegen, die, sobald sie meiner ansichtig wurden, mit Gesumm auf mich losstürzten. Als ich aber plötzlich auch einen schwarzen springenden Hufaren entdeckte, der sich beutelustig und blutdürstig mit bekannter Ehenfelkraft auf meinen Rockärmel geschwungen hatte, da machte ich der Alten den Vorschlag, unsere Unterredung doch lieber ins Freie zu verlegen, worauf sie mit mir hinausumpelte. Ich setzte sie nun von meinem Wunsche, sie und ihren Mann zu malen, in Kenntnis. Da meinte sie zögernd, das möchte sich schon machen lassen, hingegen wolle sie mir doch lieber gleich sagen: reich sei sie nicht und Geld könne sie mir hernach keines geben. Ich beruhigte sie über diesen Punkt und sagte ihr, daß im Gegenteil ich derjenige sei, der ihr Geld geben werde. Da leuchtete ein Freudenstrahl über das runzlige alte Gesicht, und nun hatte sie keine Ruhe, bis ich ihre sämtlichen „Kleidlene“ gesehen hatte, wie das „Wibervolch“ sie vor alter Zeit im Haslital getragen. Geschäftig breitete sie vor mir aus, was seit vierzig und mehr Jahren in ihrem Schrank hing. Da war der „Schluff“, in dem man vor einem Menschenalter zum Nachtmahl gegangen war, und dieses „Schäppi“ hatte man dazu aufgehakt, in ganz Guttannen war kein zweites der Art mehr zu finden. Und hier den weißen Hochzeitsrock und den Kragen und das Gölter — alles mußte ich bewundern! Und als das alte dreiundachtzigjährige verkümmerte und gebrechliche Bauernfraueli dann sich selber in seinem Sonntagsstaat in Farben auf einem weißen Papier verewigt sah, da regte sich wahr-

haftig in diesem Häuflein Erdenstaub noch eine Spur von weiblicher Eitelkeit und schmunzelnd meinte es: „Oh, das wär jetz gwiß es bravs unter es Gläski a d' Wand...“

Noch während ich malte, war der Mann nach Hause gekommen. Außer wohlgezählten arbeitsreichen neunundsiebzig Jahren trug der Greis jetzt auch eine zentnerschwere Bürde Heu auf seinem Rücken, die er am Berge geholt. Das hinderte ihn nicht, sich mit seiner Last hinter mich zu stellen, mir eine Weile aufmerksam zuzuschauen und sich zu erkundigen, ob „Es“ auch schön still halte.

Diese beiden Alten, die ich fortan fast täglich besuchte, waren die ärmsten Bewohner des armen Dorfes Guttannen. Sie besaßen just soviel, um nicht zu verhungern, wobei ihnen allerdings ihre grenzenlose Bedürfnislosigkeit zugute kam. Kaffee, Kartoffeln und etwas Käse, das war ihr Menü jahraus, jahrein; etwas anderes kannten sie nicht und verlangten sie auch nicht. Sie saßten es geradezu als eine Fügung der himmlischen Vorsehung auf, daß sie so unerwarteterweise durch Mobellsitzen zu ein paar Franken kommen konnten. Und es war rührend, wie das alte Mütterchen mit Tränen im Auge immer wieder darauf zurückkam: wie der lieb Gott im Himmelreich doch für die arme Lüttlene sorgi und mich nun just nach Guttannen habe kommen lassen, damit sie etwas verdienen konnten!

Sehr viel war ihr daran gelegen, daß auch ihr Name auf das Bild gesetzt werde: „Katharina Anderegg ich mis Geschlecht; heit-ers g'schrieben, daß Ihr's nid vergesset? Und wenn i den Herbstmonet erläbi, so goni is vierertachtzigst, und i hätts nid dächt, daß i so lang müeshti do unten ummetrohle und mis Moli (Bild) no i fremde Länder käm. Lisme kann i no geng; aber zum Lese bruch i denn en Spiegel...“

Er aber, Kaspar Schläppi, ist für seine neunundsiebzig Jahre noch von seltener Nüctigkeit und schafft trotz einem steifen Arm von früh bis spät. Sein Stolz ist, daß er den Sonderbundseldzug mitgemacht, wovon er gern erzählt. Und er hat wirklich einen Charakterkopf mit seinem ehrwürdigen, schneeweißen Haar. „Das si Grabesblueme!“ meinte er, darauf hinweisend, mit einer gewissen stolzen Feierlichkeit.

Als ich mich am Abend vor meiner Abreise von den beiden Alten verabschiedete — sie waren beide vor das Haus gekommen und hatten im strömenden Regen eine Viertelstunde auf mich gewartet — da schämte ich mich beinahe vor der überwallenden Fülle des Gefühls, mit dem sie mir ihre Dankbarkeit für das bißchen, was sie von mir gehabt hatten, bezeugten.

Die Alte hat richtig den Herbstmonat noch erlebt. Am Neujahr aber erhielt ich einen Brief aus Guttannen, in dem eine etwas ungeübte Hand mir schrieb: „Nun ist die alte Frau Schläppi gestorben. Sie hatten die höchste Zeit gehabt, ihr Bild in die Kunst aufzunehmen. Auch schafften Frauen während der Krankheit ihr eine freundlichere Ruhestätte. Sie entschlief mehr aus Alterschwäche. Schläppi ist gesund und füttert seine Geiß und damit befindet er sich wohl. Die Hausordnung nimmt keine Zeit in Anspruch.“

Emil Beurmann, Basel.

* Eigenart *

Du mußt mit Mut durch diese Welt dich schlagen,
Und schaue jedem frei ins Angesicht!
Dein Leid mußt du mit stiller Würde tragen,
Und klag' es ja der großen Menge nicht!
Sie hat kein Ohr für deinen herbsten Schmerz,
Sie hat kein Aug' für deine tiefsten Wunden.
Sei still, wenn du nur ein geliebtes Herz
Auf deinem Lebenswege hast gefunden!

Du willst doch nicht der schwanken Weide gleichen,
Die klug ihr Haupt vor jedem Winde neigt?
Nein! Gleiche du den hohen, starken Eichen,
Die lieber brechen, als daß man sie beugt.
Noch flüstern Weiden dort auf feuchter Au:
Mit Korbwerk bald haufiert man in den Länden —
Doch siehst du hier den schönen, kühnen Bau?
Das sind die Eichen, die im Walde standen.

Geh du nur furchtlos deine eignen Wege;
Es gibt der Heuchler und der Schmeichler viel.
Tritt niemals du auf ihre schwanken Stege
Und wandre stracks nach einem hohen Ziel!
Es braucht wohl eines Mannes ganze Kraft,
Und siegen, Freund, gelingt nicht einem jeden;
Denn diese Welt ist gar philisterhaft —
Und mit Philistern muß man deutlich reden.

Friedrich Studer, Hallnach.